

DER SCHREIBTISCH

Sie konnte sich nicht erinnern, jemals so aufgeregt gewesen zu sein. Die kalten Hände, das Kribbeln im Bauch, der Druck im Kopf, ein furchtbares Gefühl, ja fast ein Schmerz, den sie jetzt schmachtend genoß; bald, bald, ja heute würde er endlich kommen: der Schreibtisch ...



H

ildegards freudige Erregung ließ das Herz, ja den ganzen Körper flattern, nicht am Tage ihrer Hochzeit war's so schlimm. Als die Türglocke wie eine Geigenseite erklang, stieß Hildegard einen spitzen Schrei aus. Sie lehnte mit angehaltenem Atem an der Wand und lauschte auf die schweren Schritte und das unmanierlich laute Keuchen im Treppenhaus.

„Der Tisch, Frollein“, japste ein rotgesichtiger Riese im schmutzigen Blaumann. Der Flur füllte sich mit beißendem Schweißgeruch. Hildegard drückte sich fester gegen den Putz und kämpfte gegen aufsteigende Übelkeit.

Hinter einem Ungetüm aus zähen Filzdecken tauchte ein anderer Blaumann auf: „Wir bringen den Tisch, Frollein.“

Hildegard bezwang die Übelkeit, vergaß schnell, daß weder sie noch die Männer begrüßt hatten und nickte heftig. „Ein Riesentisch“, flüsterte sie. „Kann man wohl sagen“, bellte der Riese immer noch nach Luft ringend und begann das deckenbedeckte Möbel umständlich durch die Tür zu bugsieren. Nach einem Meter etwa hielt er inne, wischte sich mit der Pranke die fettigen Tropfen von der Stirn und sah Hildegard gereizt ins blasse Gesicht: „... und wohin nun mit dem Ding?“

Rasch wich sie zurück. „Da, hier, dort ins Gästezimmer, dort zweite Tür links, da Sie brachten den Tisch hinein und schoben ihn unter das Fenster. Ohne den feierlichen Augenblick auch nur im geringsten zu würdigen zog der eine Mann die grauen Filzdecken herunter und der andere knallte einen schmierigen Block auf die glänzende Holzplatte. „Ne Unterschrift von der Gnädigen ... ach wie heißt sie denn nochmal ... von der Frau Doktor ... Holzmann hätten wir gern“, sagte der Riese und schaute Hildegard mißbilligend an.

Er gehörte ihr, weil seine ursprüngliche Besitzerin tot war

„Jaja.“ Sie sprang davon, packte ihre Handtasche und kramte nach einem Stift.

„Ob sie da quittieren können, Frollein, das weiß ich nicht, also müsstense selber ...“ Der Kleinere im Blaumann schüttelte den Kopf.

Hildegard wurde rot. „Ich bin ... also ... die Frau Hausmann, also der Doktor ist ... ich meine Herr Hausmann also ist ... ich meine mein Mann ... also ich ...“

„Ist klar, schon okay, nichts für ungut, Gnädigste ...“, lächelte der Riese nun halb mitleidig, halb nachsichtig und vielleicht ein wenig ver-

söhnlich, ja man hätte es auch als entschuldigend deuten können ...

Mit feuchten Fingern malte Hildegard ein zittriges „H. Hausmann“ in Kinderschrift, langsam und mit zusammengekniffenem Mund.

Ein knapper Gruß, die beiden verschwanden und ließen Hildegard in einer Schweißgeruchwolke mit dem Schreibtisch allein.

Sie trat zurück und schaute ihn ehrfürchtig an. Er war wunderschön! Nein, so schön hatte sie ihn gar nicht in Erinnerung. Vielleicht, weil sie ihn damals nicht so genau anzusehen gewagt hatte. Jetzt wagte sie es, sie trat näher und strich liebevoll über das glatte rötliche Holz. Sogleich überfiel sie die aufdringliche Stimme bohrender unbestimmter Schuld. Der Schreibtisch hier, das edle Kirschholzgeschöpf begnadeter Zimmermannshände, gehörte nun ihr, weil seine ursprüngliche Besitzerin tot war: Hildegards



seinem Schwägerin oder selbst seiner eigenen Mutter morgens im Morgenmantel zu begegnen, war ihm ein Greuel. Ganz zu schweigen von „fremden Eindringlingen“, die nicht zu Familie gehörten. Deshalb kam auch niemand zu Besuch, man kannte Friedhelms Einstellung. Hildegard verstand es, diese auch ihrer geliebten Schulfreundin Anni zart und schonend zu vermitteln, denn Friedhelm haßte auch Anni und ihre fliederfarbenen Briefe, in denen sie Hildegard ihr Herz offenbarte.

Da Friedhelm mehrere Schreibtische besaß, und den von „Mutti“ auch viel zu „weiblich“ wegen des roten Kirschholzglanzes fand, entschied man, das wertvolle Erbstück Hildegards Obhut anzuvertrauen. „Ein Schreibtisch steht dir gut an, Hildchen“, sagte Friedhelm, und Hildegard war glücklich über diese Aussage, die sie als Beweis der Wertschätzung ihrer geistigen Qualitäten ansah. Einen Schreibtisch hatte sie schließlich nie gehabt, obwohl sie sich nichts mehr als das wünschte. In ihrem Mädchenzimmer, das sie mit ihrer Schwester teilte, gab es so ein Möbel, klein und schief mit blasiger hellblauer Lackhaut, die an den Seiten abzublättern anfing. Er gehörte ihrer Schwester Sophie. Sophie war „blitzgescheit, aber ein faules Luder“, wie ihr Vater oft bemerkt hatte. Mutter fand, daß Sophies Waden zu dick und der Busen zu klein war, und daß es deshalb besser wäre, Sophie studieren zu lassen.

Hildegards Proportionen waren in Ordnung, auch ihr Puppenmund und ihre Kinderaugen ließen auf eine baldige Heirat hoffen; und so lernte „Hildchen“ nur Arzthelferin. Mit dieser Bestimmung erübrigte sich ein Schreibtisch.

Daß „Hildchen“ einen Arzt heiraten werden würde, wußte man damals noch nicht, vermutlich hätte dieses Wissen seinerzeit der jungem Frau eine „höhere“ Ausbildung und - einen Schreibtisch verschafft. Die anfängliche Klage über des unstandesgemäße geistige Niveau, die die Schwiegermutter nur allzuoft und unüberhörbar über ihre bläulichen Lippen ließ, verstummte als man über Friedhelms eigene Praxis zu sprechen begann. „Hildchen“ hätte ihm zur Hand gehen können, wenn er sich als selbständiger Arzt niederlassen würde, vom finanziellen Gesichtspunkt aus betrachtet wäre „Hildchen“ ein kostensparender Faktor.

Hildegard erblickte damals in diesen Plänen eine wirkliche Aussicht auf einen eigenen Schreibtisch, und zwar nicht nur ein Ziermöbel für das Wohnzimmer, das man mit gelesenen Zeitschriften und wichtigen Postkarten füllen würde, sondern ein wirklich sinnvolles Arbeitsutensil.

„Wenn aber ein Kind käme“, gab aber dann die Schwiegermutter zu bedenken - und daß man dies von „Hildchen“ in nächster Zukunft erwartete wurde zum Ausdruck gebracht -, mußte man eine neue Kraft einarbeiten.

Diese und andere Überlegungen zeigten sich aber alsbald als überflüssig, weil es sich heraus-

stellte, daß weder Friedhelms Geld noch das seiner Mutter noch seine beruflichen Qualitäten ausreichten, um an eine Praxis ernsthaft zu denken.

Das geplante Kind stellte sich nicht ein, und Hildegard kränkelte immer häufiger. Die Migräneanfälle mehrten sich, und Friedhelm zeigte sich vom Standpunkt des Arztes aus beunruhigt, vom dem des Ehemannes aus gereizt und ungehalten. „Hildchen“ lag immer öfter im Gästezimmer, leidend und in Zeitschriften blättern. Manchmal, wenn es ihr besser ging, schrieb sie an Anni und ließ die Putzfrau die Briefe zur Post bringen - solange Friedhelm in der Klinik war. Oft war sie aber so müde und erschöpft, daß sie gar nicht las oder schrieb, sondern nur aus dem Fenster sah und darauf wartete, daß es draußen dunkel wurde.

Zaghafte begann sie, ihre Habseligkeiten in die Schublade einzuräumen

Unter diesem Fenster nun stand der edle Kirschholztisch und strahlte in der Nachmittagssonne. Es war nun ihr Tisch, rechtmäßig, wirklich, wahrhaftig ihr Tisch.

Langsam räumte sie den verwaisten Schrank aus. Sie stellte die Kartons vorsichtig auf die Schreibplatte. Dann begann sie zaghaft ihre Habseligkeiten in die Schubladen und Fächer einzusortieren: die Bücher, die alten Puppen und Stofftiere ganz hinten hinein, dann ein paar Handarbeitszeitschriften mit Babyjäckchen und drei Backbücher. Die fliederfarbenen Briefe von Anni legte sie in die oberste Schublade, dazu ein paar alte Fotos und ein kitschiges Heiligenbildchen. Zum Schluß kramte sie eine unauffällige Papiertüte aus dem Dunkel des Schrankes. Sie griff hinein, schaute schnell zur Tür. Friedhelm war in der Klinik. Niemand konnte sie sehen. Langsam entnahm sie ein kleines Porzellandöschen. Sie öffnete den zierlichen Deckel und roch am Inhalt. Veilchenpastillen waren darin und ein paar winzige weiße Tabletten. Die Pastillen kaufte ihr die Putzfrau ab und zu ein. Hildegard war süchtig danach. Die Tablettchen hatte sie mal in Friedhelms Tasche gefunden. Sie nahm gelegentlich eine, manchmal auch zwei...

Mit zitternden spitzen Fingern angelte sie eine Tablette und schluckte sie hastig. Danach aß sie eine Veilchenpastille, schloß das Döschen und schob es weit hinter die fliederne Briefe.

Während sich der süßliche Geschmack auf ihrer Zunge ausbreitete schloß sie behutsam die Schreibsichschublade. Zärtlich streichelte sie das Holz, genoß den Veilchegeschmack und ein seltsam wattiges Gefühl, das lautlos in ihren Kopf gekrochen kam. Friedhelm haßte Veilchenpastillen. Aber das war ihr nun wirklich egal...

Schwiegermutter. Noch vor ihrem Tod sagte Friedhelm: „Mutti's Tisch nehmen wir. Er kommt ins Gästezimmer.“

Hildegard war oft im Gästezimmer. Sie lag nachmittags auf dem Bett, wenn ihr Kreislauf sie dahin zwang oder eine altbekannte traurigmachende Müdigkeit. Dann blätterte sie in Zeitschriften, sann über geblühte Vorhänge und watteweiche Babyjäckchen nach oder studierte Backrezepte. Manchmal öffnete sie auch den Schrank, in dem sie einige Kartons mit Puppen und Stofftieren, Briefen und alten Schulheften aufbewahrte. Das Gästezimmer war - ganz heimlich - „ihr“ Zimmer. Friedhelm hatte nichts dagegen, denn sie hatten ja nie Gäste, warum sollte das Zimmer also unbenutzt bleiben. Friedhelm haßte Gäste, besonders solche, die es wagten, über Nacht bleiben zu wollen. Die Vorstellung, seiner Schwiegermutter,